

Altjahrabend : aus dem Holländischen

Autor(en): **Labberton, M. / Angst, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 7

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665913>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

später gegen die Südsee mit einem zweifelhaften Überseer als Kameraden.

Seinen Eltern schreibt er eine nichts sagende Postkarte: er habe Gelegenheit, sich die Welt noch etwas anzusehen, er kehre später wieder einmal nach Europa zurück.

Der Freundin aber teilt er seine Beweggründe mit:

„Du wirst mit den andern erstaunt und ungehalten sein, daß ich nicht komme und die Früchte meiner Taten ernte, wie ich es verdienen würde. Siehst du, ich kann nicht. Mir erschiene diese kaufmännische Auswertung einer Bergbesteigung als ein Verrat an der großen Tat, dieser Tat, an der ein gütiges Geschick mich teilhaben ließ. Das Erlebnis, an dem ich nicht die für euch abendländische Menschen scheinbar so magische Zahl achttausend am höchsten einschätze, war für mich notwendig, um mir selbst meine Brauchbarkeit zu beweisen. Nun da ich das Ziel erreicht habe, weiß ich, daß es um ganz andere Dinge geht. Ich wollte es Dir schon vor der Abfahrt erklären, daß ich niemals wiederkommen werde, aber ich wagte es nicht. Jetzt sage ich es, denn dieser Wille ist in mir nur um so stärker geworden. Ich habe es satt, zu sehen, wie auch die Wunder der Erde durch unsere Rasse kommerzialisiert und zur Sensation gemacht werden, nachdem die Menschen selbst dazu scheinbar nicht mehr ausreichen. Ihr vergeßt ja alle, daß diese Erde wirklich existiert. Man kann sie greifen und begreifen, man kann mit ihr leben und

sie nicht nur geckenhaft zwischen zwei Atemzügen bewundern.

Vielleicht ist es ein Schwächezeichen, wenn ich sagen muß, daß ich mein Leben neu aufbauen möchte (wer möchte das auch nicht?) und daß ich dazu einen andern Erdteil brauche. Ich gebe meine Schwäche zu, aber ich freue mich auf meine Zukunft: noch einmal anfangen zu leben, die Hast nicht mehr zu kennen, nur die Besinnung, das Rasen der Zeit wandeln in den Rhythmus der Erde, den Baum wieder sehen lernen und die Ferne, die hinter ihm liegt, den Berg, der am Horizont steht und den Himmel, der sich darüber wölbt. Und nur sein, eins sein mit der Erde. Ich finde das so wunderbar und so wichtig.

Vielleicht liegt der Kern des Problems auch noch ganz woanders. Ich denke darüber nach, weil ich das „Stundenbuch“ von Rilke lese (das einzige Buch, das ich bei mir trage). Manche schreiben für die Menschen, andere für einen lieben Menschen, Rilke schreibt für Gott, in diesem Buch ist nur von ihm die Rede. Denn dieser unbekannte Wille, der die Welt bewegt, ist doch das letzte und größte Problem des Menschen, dieser „uralte Turm“, um den wir alle kreisen. Und auch die Erde ist er, der Himmel und die Wasser. Er ist die letzte Zuflucht und das Nachhause des Wanderers.

Unendlich blau ist der weite Himmel. Unendlich, reglos und heiß die Südsee. Ich habe kein Ziel in diesem Archipel — und ich bin beinahe glücklich.“

Wintertag.

Über schneebedeckter Erde
Blaut der Himmel, haucht der Föhn —
Ewig jung ist nur die Sonne!
Sie allein ist ewig schön!

Heute steigt sie spät am Himmel,
Und am Himmel sinkt sie bald,
Wie das Glück und wie die Liebe,
Hinter dem entlaubten Wald.

Conrad Ferdinand Meyer.

Altjahrabend.

Von M. Labberton. Aus dem Holländischen von A. Angst.

Das Holzfeuer im Kamin glimmte. Der Mann stand auf und legte ein paar neue Stücke auf die verkohlenden Reste. Blaue Flämmchen züngelten auf, ein leises Knistern ließ sich hören.

„Ach, laß es doch ausgehen“, sagte die Frau, „wir gehen ohnehin bald zu Bett.“

Er schaute sie an. Eine tiefe Furche lagerte zwischen den Augen. Die Hände in den Taschen,

stand er breitspurig vor dem Feuer. Seine Gedanken kehrten zum vorigen Altjahrabend zurück, da er so früh zur Ruhe gegangen und den Schlaf nicht finden konnte. Und seine Frau? Ihre geschlossenen Augen waren ihm noch lange kein Beweis von Schlaf. Nein, das machte er nicht mehr! Er kämpfte für alles und jedes, mit seinen eigenen Wünschen, mit der Tradition des



Blick auf Mädrigen.

elterlichen Hauses. Jetzt zu Bette gehen, hieße gleichgültig sein für das, was der Abend ihnen zu sagen hatte. Feigheit war es auch: nur die Augen schließen, um nicht zu hören und nicht zu reden von dem, was peinlich und schmerzlich war. Und dann das neue Jahr mit Widerwillen beginnen! — Nein, so nicht, er blieb auf.

Die junge Frau schwieg. Er sah ihren tiefgebeugten Kopf, ein Lichtschein glitt über die krausen, blonden Haare.

„Du darfst nicht immer daran denken, hörst du, Marie? Aus deinem Herzen reißen mußt du das Vergangene. So ist es ja kein Leben! Der Alte in seiner Starrköpfigkeit ist nun einmal nicht zu ändern. Vergiß alles und lebe nur mir und den Kindern! Und — schließlich hast du ja gewußt, was du tatest!“

Sie erhob den Kopf. „Meine eigene Schuld, ja —“

„Bereust du es?“

„Nein!“

Er atmete auf. Monatelang lag ihm die Frage auf der Seele, ob sie es bereute, ihn, ihres Vaters Knecht, geheiratet zu haben. Trotz des un-

widerruflichen „Nein!“ ihres Vaters hatte sie die Heirat durchgesetzt und dem Elternhaus nach vorausgegangenen heftigen Szenen, die auch den Mann ihrer Liebe trafen, entsagt. Im nächsten Dorf fand ihr Mann als tüchtiger Arbeiter sein Auskommen. Brot und Wohnung hatte das junge Paar, zwischen beiden aber stand ein Schatten: die Liebe, die das einzige Kind trotz allem für den Vater hegte. Wie hatte er sie in den Kindheitsjahren verhätschelt! — Alles, alles war sie ihm, bis sie den unwiderruflichen Schritt ohne seine Einwilligung tat! —

Heute war wieder Altjahrabend. Die Gedanken fluteten, bestürmten und drängten sie. Der Mann sah ihre bebenden Nasenflügel, ihre sich straffende Gestalt. Sie trat zur Wiege und bettete das Kleine in ihre Arme. Befremdend schaute der Mann zu, wie sie das Kind anzukleiden begann.

„Mach' dich bereit, Willem“, sagte sie kurz, „wir gehen hin.“

„Aber Kind!“

„Ja, in einer Stunde sind wir dort, jetzt ist es neun Uhr.“

„Glaubst du, ich wolle dich noch einmal herauswerfen lassen und selber als Missetäter behandelt werden?“

Sie umschlang das Kind fester. „Wir gehen, Willem, komme, was da wolle!“

Wie sie so vor ihm stand, mit schmalen Lippen, in den Augen nur das eine Ziel, erkannte er den Vater in ihr. Ohne Erwiderung wandte er sich, um den ältern Knaben anzukleiden, dann setzte sich der kleine Zug in Bewegung. Die Mutter zog den kleinen Schlitten mit dem schlafenden Jüngsten, der Vater trug das Brüderchen auf dem Arm. Schweigend gingen sie nebeneinander her auf schneebedecktem Wege. Im Mondlicht grüßten die nahen Stadttore.

In dem alten Haus am Kanal brannten die Kerzen. Es schien, als ob sie einen schwachen Versuch wagten, den Räumen festlichen Glanz zu verleihen. Die Augen der alten Frau im Lehnstuhl glitten von ihrer Arbeit weg zu den Lichtern. Der Anblick schmerzte sie. Am liebsten würde sie eine um die andere still löschen, gleichwie die letzten Jahre ihre letzten Lebenshoffnungen mitleidslos ausgelöscht. Aber sie mußten brennen, so brennen wie am ersten Altjahrabend ihrer Ehe durch alle die kommenden Zeiten hindurch. Brennen mußten sie, weil es die Sitte des Hauses so forderte und weil es galt, sich von den Lebensschicksalen nicht beugen und niederdrücken zu lassen. Brennen sollten die festlichen Kerzen auch an diesem Abend, damit das dunkle Leben Glanz bekäme.

Verstohlen blickte sie zu ihrem Mann hinüber. Inmitten der flammenden Kerzen saß er grau und mager, doch stramm wie immer da. Oder — war es anders?! — Die Lippen schienen krampfartig geschlossen, vertraug auch er den Kerzenglanz nicht mehr? O, wie anders war es doch einst, als leuchtende Kinderaugen in die Lichter schauten und alle Seligkeit der unschuldigen Kindesseele sich im hellen Schein spiegelte! Und dann das andere Mal, als eine bittere, junge Stimme äußerte: „Lösch doch die Kerzen aus, Mutter, du kannst doch hier nicht von Fest reden!“

Sie schrak zusammen. Kurz und laut ertönte die Hausglocke. Sie öffnete und — tat einen Schrei. Im Licht der Laterne sah sie zwei dunkle Gestalten und zwei Kinderköpfchen. Sie wollte ihnen entgegenreisen, da versperrte ihr Mann ihr den Weg.

„Vater, dürfen wir hineinkommen?“ — Ein

flehendes Bitten, ein demütiges Stammeln, — wird der alte Mann sich erweichen lassen?! — Wie eine Marmorsäule, starr, unbeweglich stand er da. Es vergingen ein paar Sekunden, dann kam es noch einmal, eindringlicher, von den Lippen der jungen Frau: „Vater, laß uns doch ein!“

Die Stille wurde lastend. Das Verlangen auf der einen Seite wuchs zum alles überwindenden Willen an, der kein Zurückweichen mehr duldete. Der Alte wich nicht von der Stelle.

Die Mutter stand noch immer im Hintergrund. Schauer gingen durch ihren Körper, ein tiefes Mitleid ergriff sie. Ihr Blick suchte die Tochter und die zwei unbekanntem Enkel. Die junge Frau, beide Kinder fest umfangen, drückte mit ihrer ganzen Willenskraft den alten Mann an die Wand. „Ich will einfach hinein, hörst du, Vater?! Du kannst mich nicht hinauswerfen, meine Kinder schützen mich!“ Einen Augenblick später stand sie im Zimmer, — durch die Stille des Hauses aber dröhnte der Lärm einer heftig ins Schloß fallenden Türe — — —

„Mutter! Mutter! ich konnte einfach nicht anders!“ Wie ein Schrei entrangen sich die Worte ihrer Kehle.

„Er ist fort, Kind!“ Die alte Frau fühlte im tiefsten Innern den Zwiespalt ihres Wesens: Hier die einzige Freude, ihr Kind wieder zu sehen, dort die unsägliche Angst um ihren Mann! Fort! — „Mein Kind, was hast du angerichtet!“ — Ihre Stimme zitterte vor namenloser Erregung. Auch die junge Frau und ihr Mann hatten Mühe, sich zu beherrschen. Sie wollten beide in die Nacht hinausstürmen, um den unversöhnlichen Vater zu suchen und zur Rückkehr zu bewegen, doch die Mutter hielt sie zurück. „Laßt ihn, ihr richtet nichts Gutes aus,“ meinte sie. „Wartet das weitere ab und bringt die müden Kleinen zur Ruhe!“ —

Der alte Mann irrte inzwischen durch die nächtlichen Straßen. Wo sollte er hin, um dem Chaos der Gefühle zu entfliehen? Fort, fort, von Menschen, die ihn nicht verstanden, die ihn aufreizten und sein Alter zu verhöhnern schienen! — Er betrat den stillen Park. Auf den einsamen Pfaden lag eine dünne Schneeschicht. Jetzt trat der Mond aus den Wolken, die dunklen Bäume mit mildem Glanz überflutend. Hier war gut sein, — keine fragenden neugierigen Blicke, die sein Innerstes erforschen wollten! — Aber eine Flut von Gedanken ließ ihm trotz allem keine

Ruhe: Warum kam sie, wie durfte sie nur wagen, entgegen seinem Willen ins Haus einzudringen und ihn beiseite zu schieben?! — Das ließ er nicht gelten, das durfte nicht sein! — Wollte sie durchaus hinein, — nun, so blieb er eben draußen! — Und gleich mit den Kindern zu kommen! Die Augen des zweijährigen Jungen verfolgten ihn so, genau so hatten ihn einst die blauen Augen seines zweijährigen Töchterchens angeschaut, schmeichelnd, bittend, lieblosend! Vorbei! — ach, so vieles war vorbei! —

Am Teich vorbei wanderte der Alte weiter. Durch die dunklen Bäume funkelten die Sterne gleich Weihnachtslichtern. Wie war es doch damals, als Mariechen unter seinem ersten Weihnachtsbaum stand und die verlangenden Händchen nach den Silberkugeln ausstreckte?! — Dumme Gedanken, was betört ihr einen alten, einsamen Mann?! —

In einer dunklen Seitenallee ließ er sich auf eine Bank nieder. Er fühlte sich todmüde. Der stille Winterabend erschien seinen Sinnen als eine Gottesgabe, die man ohne Vorbehalt genießen darf. Auf einmal schreckte er auf, eine dunkle Gestalt setzte sich neben ihn.

„Ein sonderbarer Abend!“ bemerkte der Mann neben ihm, ein Abend wie kein anderer!“

Der Alte schwieg, empfand aber die Äußerung

des neben ihm Sitzenden nicht unangenehm, eher wie einen Trost.

„Ein sonderbarer Abend!“ wiederholte die Stimme, tief Atem holend.

„Wieso sonderbar? Alle Abende sind sich gleich!“ meinte Mariens Vater.

Sein Nachbar rückte ihm näher. „Nein, sage ich, Herr Minnerts, Sie sind im Unrecht. An keinem andern Abend wären Sie so still neben Brügge, dem Verbrecher, sitzen geblieben. Aber Sie bleiben, — das vermag nur der Altjahrsabend!“

Sie schwiegen wieder, die Zeit versank, nur Mond und Sterne behielten ihren Glanz. Dann standen beide auf, murmelten einen Gruß und kehrten in verschiedenen Richtungen ins Leben, das gelebt werden muß, zurück.

Unhörbar öffnete der Alte die Türe seines Hauses und stand auf der Schwelle des Zimmers, in dem die kleine Familie vereinigt war. Keines rührte sich, keines sprach ein Wort. Doch die Luft war erfüllt von Sehnsucht, Erwartung, Glücksverlangen. Der alte Mann schob einen Stuhl zwischen die beiden Frauen und setzte sich. Zaghaft ergriff er Mariens Rechte, und sein Blick umfing warm die beiden Kleinen. Von der nahen Turmuhr klangen 12 tiefe Schläge. Das alte Jahr war vorbei! Gott segne das neue! — — —

Neujahrsmorgen.

Es schlägt mit heißem Schlag
Dein Herz dem neuen Tag entgegen —
Dem jungen, morgenhellen Tag.
Traum klingt auf allen Wegen,
Und Jubel ringt und Bangen
In dir — und suchend irrt dein Blick . . .
Du bist durch Leid gegangen,
Harrt deiner irgendwo das Glück?

Aus Wolken fließt das Licht . . .
Blick, Suchender, nach oben,
Erfüllt von Zuversicht!
Du fühlst dich wunderbar erhoben,
Dich segnet milde Gnade,
Und in dir strahlt ein heller Stern.
Licht glänzt auf jedem Pfade —
Und Gottes Harfe ruft von fern.

Rudolf Weckerle.

Der gläserne Hang.

Von Harald Spitzer.

Weit oben, in still schimmernder Schnee-Einsamkeit der steirischen Berge, im Hochschwab-Gebiet, gleiten wir, mein Freund und ich, dahin.

Von der Sennhütte (unserem Standquartier) weg, über weite Flächen, in bläulich-kühle Mulden hinab, dann wieder aufwärts der Sonne entgegen . . .; das Gipfelkreuz als Ziel.

Strahlender Gebirgsmorgen!

Nun ist ein Steilhang erreicht: mit jähem

Absturz in schneebedeckte Schründe, und oberhalb begrenzt von schroffen Wänden . . .

Das kann uns aber nicht bange machen.

Die Ski, mit den Kanten in den festen Schnee gepreßt, gewähren gut Halt . . .

Der Hang biegt stark nach außen und ist daher nur stückweise zu übersehen.

Trotz der Sonne ist es bärig kalt.

Der Schnee wird härter und beginnt so eigen-